

Zeitschrift: Jahrbuch der Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Herausgeber: Gesellschaft für Schweizerische Theaterkultur
Band: 10-11 (1938-1939)

Artikel: Am Mythenstein
Autor: Keller, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-986547>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AM MYTHENSTEIN*)

Ich fuhr mit dem Frühboot von Luzern weg in die klassische Gebirgswelt hinein, welche im grauen Morgenschatten vor uns stand, geheimnisvoll gleich einem Theatervorhang den goldenen Morgen verhüllend, der im Osten hinter ihr heraufstieg. Da ich nichts als Fest, Tell und Schiller im Kopfe trug, so war es mir wirklich wie in einem Theater zu Mut, so erwartungsvoll, aber auch so absichtlich. Ich gedachte der Telldekorationen, die ich da und dort gesehen, und harrete fast ängstlich kritisch auf das erste Erglügen eines Berghauptes. Da, plötzlich und unversehens, indem ich mich rückwärts wandte, war die Klippenkrone des Pilatus rosig beglänzt und durch Linien des ersten Herbstschnees fein gezeichnet. Es war ein gar stattliches Versatzstück; ich wandte kein Auge davon, vergaß die mitgebrachte Theaterkultur und verfiel der malerischen.

Von diesen Empfindungen befreite mich nun die Ankunft in Brunnen, und die Einfachheit der Vorbereitungen zum Feste. Die Hauptanstalt war der blaue wolkenlose Himmel, der

*) Die Einweihung des Mythensteines, der auf Anregung des Schwyzer Nationalrates und Regierungsrates Ambros Eberle zu einem Denkmal für Schiller's «Tell» gemacht wurde, fand am 21. Oktober 1860 statt. (Theaterkultur-Jahrbuch VII. S. 24). Album der Schillerfeier im Rütli (1859) und am Mythenstein, Schwyz (1860).

Der Seite 14 genannte «eingewanderte Unternehmungslustige: Pater Brey», ist der Professor für deutsche Literatur in Bern, Ludwig Eckardt, der Herausgeber der «Schweiz» und übereifrige Befürworter einer schweizerischen Nationalbühne. Keller machte seinem Ingrim gegen den ausländischen Propagator eines schweizerischen Nationaltheaters Luff in seinem einzigen Mundartgedicht («Lied vom Mutz, als er ein schweizerisches Nationaltheater errichten wollte»), das im «Postheiri» am 3. Juli 1858 erschien. —

«Am Mythenstein» erschien im «Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Leser», 2. und 9. April 1861. Der Aufsatz, der etwas gekürzt wiedergegeben wird, ist noch nach achtzig Jahren von einer erstaunlichen Aktualität und neben Kellers Telldarstellung im «Grünen Heinrich» eines der bedeutendsten Dokumente der Geschichte des schweizerischen Volkstheaters im 19. Jahrhundert.

wahrhaft sonntägliche Sonnenschein, der nach langer Regenzeit von goldroten Bergwäldern aufflammte und vom glatten Seespiegel aufblitzte. Im übrigen lagen noch drei mächtige Lastschiffe am Ufer, von uralter einfacher Bauart, Nauen genannt, in denen schon manche rehfarbige Kuhherde nach Flüelen gefahren war, und die mit kräftigen, lang gezogenen Ruderstößen über den See geschoben werden.

Diese Nauen von unbemaltem Holz mit dem Banner der drei Länder, mit einigen Flaggen und etwas Grünzeug zu schmücken, war eben das Faktotum von Schwyz, der Landammann, Ständerat, Kriegsoberst und Gastwirt Aufdermaur, in aller Gemütsruhe eigenhändig beschäftigt. Kaum flatterte das Bischen bunte Seide, sich leuchtend von den blauen tiefklaren Schatten der Bergwelt abhebend, so waren die Bucentauren der drei alten Landgemeinden fertig, und die Freude durchwehte die reine Luft. Ueber dem See am Mythenstein wurde auch noch hantiert; ein großes Schiffsegel, mit Immergrün besäumt und mit den Kantonswappen besetzt, wurde als Verhüllung über die Inschrift gezogen, und auf ein Föhrchen, welches aus der Rückseite des Steines emporproßt und ihn malerisch überragt, steckte Einer mit Lebensgefahr ein Schweizerfähnchen; denn das Gewicht eines Mannes konnte das schwanke Bäumchen leicht aus der Ritze ziehen, in die es seine Wurzeln geschlagen.

Das war nun aber auch alles, wenn man nicht noch etwas Laubwerk hinzurechnen will, das um die naiven Fresken befestigt wurde, so an der Sust zu Brunnen zu sehen sind: die drei Eidgenossen und der Gründer von Schwyz, Switer, der den Swen erlegt. Im übrigen zog das Volk gelassen taleinwärts zum Morgengottesdienst; und da ich nicht allein am Hafen herumgaffen mochte, wanderte ich ebenfalls gegen Schwyz hin, die Pyramiden des Hackenberges im Auge, um welche herum sich dieser rühmliche germanische Völkerzweig in grauer Vorzeit gelagert hat und noch fortblüht, zum Teil mit den gleichen Amtstiteln und Geschlechtsnamen. Die Kirchgänger grüßten mit mildem landfreundlichem Wesen; nichts Eisenfresserisches lag in ihrer Haltung; die Glocken verklangen und bald war ich allein auf der Straße. Nichts war mehr zu hören, als fernes Herdengeläute und hier oder dort das Jauchzen eines Hirtenbübchens.

Nach Brunnen zurückgekehrt, fand ich das Ufer und den See bereits lebendig. Die Dampfboote waren als schwimmende Gale-

rien mit Zuschauern von nah und fern herangekommen, eine Menge kleiner Schiffe tummelten sich dazwischen herum, und bald fuhr die ganze Flotte, die drei großen Nauen voran, langsam nach dem Mythenstein hinüber. Ich war noch rasch in den Schwyzer Nauen geschlüpft und ragte da im Volke mit dem Hut kaum über den Rand empor; man stand dicht ineinander wie in einer großen Bauernstube. Wenn die Herren und Geistlichen der Urkantone ihre Landleute am Bande zu halten wissen, so tun sie ihnen dafür auch die Ehre an und verstehen trefflich mit ihnen umzugehen. Es waren Buben und arme Leute ohne weiteres mit in die offiziellen Schiffe gedrungen und setzten sich behaglich auf den Bord, ohne daß jemand sie beschnarchte. In den Städten hätte man mindestens elegante Festkarten drucken lassen, und bebänderte Komiteemitglieder hätten den Eintritt überwacht und keine Maus hineingelassen ohne Karte.

Es mußte nun einen hübschen Anblick gewähren, als alle die bewimpelten Fahrzeuge sich um den hochragenden, achtzig Fuß hohen Stein drängten, an die geist- und poesiereichen Bilder des Zürchers Ludwig Vogel erinnernd, welche ähnliche Feste zum Gegenstande haben. Freilich war von jener malerischen Trachtenwelt hier nicht mehr viel zu sehen; außer einigen Unterwaldnerinnen in ihrem feinen Gewand, mit reicher Stickerei und schönem Haarschmuck, war nichts vorhanden.

Der Schwyzer Staatsanwalt Krieg, der den Gesangmeister machte, gab nun den Ton an, schlug den Takt, und als der begrüßende Wechselgesang und der Chor der drei Schiffe * an den Felsen widerhallte, da waren mir die Berge nicht mehr gemalt, sondern die unvergänglichen Zeugen eines uralten und nun wieder neuen Schauplatzes. Drüben baute sich die Frohnalp in den Himmel mit ihren mächtigen grünen Terrassen und der grauen Felsenstadt auf ihrem Haupte. Hinter den Bergen aber zu Einsiedeln saß der poetische Mönch * abgeschieden in seinem Klo-

*) «Als sich die buntbewimpelte Flotte um den Stein zusammendrängte, eröffnete Uri den dialogisch gedichteten Weihgesang des poetischen Klosterherrn von Einsiedeln, Gall Morel, komponiert von Baumgartner in Zürich; Unterwalden nahm den Gesang auf, dann Schwyz, worauf sich alle drei im Chor vereinigten. Die Chöre waren nur klein, aber ihre frischen Stimmen und die eigentümlichen Tonsätze widerhallten an den Felswänden wie in einem Dom.» — Gottfried Keller in der Augsburger «Allgemeinen Zeitung», 29. Oktober 1860.

ster, welcher den Sängern freundlich das maßvolle Lied gedichtet hatte zum weltlichen Spiele.

Sämtliche Redner sprachen mit vielem Feuer und schienen mir, mit Ausnahme derer von Schwyz, etwas heftiger und theatralischer, als unsere Redner der repräsentativen Kantone, teilweise mit förmlich einstudierter Technik in Wendungen und Gebärden; wohl ein Beweis, daß sie gewöhnt sind, ihren Landsgemeinden ins Gewissen zu reden, und daß ihnen die Lenkung ihres Volkes nicht ohne rhetorischen Aufwand zu gelingen pflegt. In den größeren industriellen Kantonen verhält es sich gerade umgekehrt; da ist dermalen ein so übertrieben farbloser und nüchterner Ton beliebt, daß selbst solche, die Geist haben, ihn verbergen und einen kurz geschnittenen Philisterwitz hervorkehren, um beim Volke als recht praktische Gesellen zu gelten und oben auf zu bleiben. Allein sie werden schließlich doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben; das Volk will zuletzt immer wieder lebendige Farben sehen.

Der schönste Abendschein begann nah und fern auf dem Berglande zu glühen, als die Flotte in höchster Zufriedenheit und mit Hörnerklang nach Brunnen zurückfuhr.

In einem bescheidenen Saale des «Adlers» nahm die Besatzung der drei Nauen ein Abendbrot ein und zahlreiche Trinksprüche ergänzten das kleine Fest, freilich ohne dessen Gesichtskreis erheblich zu erweitern. Denn die Teldichtung war und blieb selbstherrlich abgeschnitten von dem ganzen übrigen Lebensgebiete des Dichters und bildete die Grundlage eines neuen Freundschaftsbündnisses zwischen den drei Waldstätten. Schillers Schatten saß mit am Tisch, aber lediglich als Sänger des «Tell». Doch wurde auch kein unzartes Wort, keine Verwahrung gegen seine allgemeine Geistesfreiheit laut, und das Unbefangenste sagte vielleicht ein lebhafter geistlicher Herr, welcher schon an der Rütlifeier am 11. November 1859 sich den Namen Rösselmanns, des Pfarrers, erworben. Bekanntlich halten sich die drei Gemeinwesen für blutsverwandt, für die Abkömmlinge derselben germanischen Männer, die einst in das Tal von Schwyz eingewandert und von da sich über die andern Orte verbreitet haben. Ihr starkes Zusammenhalten bis auf den heutigen Tag wurde gepriesen und die Meinung verkündigt, daß, sobald sie einst nicht mehr zusammengehen würden, ein Riß durch die ganze Schweiz ginge. Dies war etwas kitzlich anzuhören für einen Schweizer der äußern

Kantone; allein etwas ist an der Sache. Die Urkantone haben in der schweizerischen Gesamtpolitik ihre souveränen Stimmen verloren und zählen fast nur noch nach Köpfen. Dennoch stellen sie durch ihr zähes Beharren bei ihrer uralten Landesverfassung, bei ihrem engeren Bunde, ein wohlthätiges moralisches Element vor gegenüber dem ewigen Auf- und Abwogen der äußern Schweiz, die mitten im Weltverkehr steht und deren Verwaltungskreise sich von fünfzehn zu fünfzehn Jahren gewöhnlich abnutzen und dem Volke aus irgend einem Grunde langweilig werden. Es gibt immer etwas zu streiten, zu revidieren, zu lärmern, bis der scharfe Wind einer äußern Gefahr das gesegnete, aber zerzauste Aehrenfeld wieder glatt kämmt und die Halme nach Einer Richtung hinstreicht. Dann atmet man auf, wenn es heißt: die Urkantone stehen wie Ein Mann da und sind guter Dinge! Sie sind so wenig idyllische Tugendhelden wie die übrigen Schweizer; sie haben schon allerhand Wüstenei begangen; aber sie sind die Bewahrer der ältesten, noch lebendigen Form unserer Freiheit, so wie eines religiösen Glaubens an Verteidigungsrecht und Kraft. Nur die Flegelei, nicht des Radikalismus, sondern des Philisters, der sich für radikal hält, kann darauf ausgehen, sie unter dem freien Himmel von ihrem alten Grund und Boden wegzulocken und in die bürokratische Schreibstube hineinzudrängen.

Ihr theokratischer Zug geht nicht tief; sie sind weder Kopfhänger noch Fanatiker; ihr Katholizismus scheint hauptsächlich auf ihrem souveränen Staatsgefühl zu beruhen: car tel est leur plaisir. Im Glanz ihrer früheren Tage war es ein Vehikel ihrer Herrschsucht, ihrer Regierungs- und Wirkungslust nach außen; heute ist es die Verteidigung ihrer Selbstbestimmung innerhalb ihrer Grenzsteine. Als sie durch den Sonderbund sich das Recht wahren wollten, ihre Jugend durch die Jesuiten erziehen zu lassen, unterlagen sie nicht sowohl den Exekutionstruppen der Bundesmehrheit, als der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt, und sie verloren mit diesem Recht zugleich einen Teil ihrer Landeshoheit, oder vielmehr den Einfluß derselben. Sie verloren das Gut an gute Hand, an den Bund, dessen Mitglieder sie selbst sind. Dagegen ist es rätlich für die übrigen Kantone, sie in der Behauptung des Eigentümlichen, das ihnen geblieben ist, zum Muster zu nehmen und sie darum zu ehren, statt mitleidig über sie hinwegzusehen.

Es wurde nun der gefährlichen Zeitumstände, der Neutralität und ihrer unbedingten Verteidigung, des lauerten Westnachsars gedacht und ohne Herausforderung, aber auch ohne alle Furcht vor den Verhältnissen, die Bereitschaft zum Kampfe ausgesprochen, und die Sprüche aus dem «Tell», welche so schön die menschliche Gefäßtheit gegenüber wilder Menschenmacht ausdrücken, wurden alle mit Bewegung wiederholt und angehört. Auch des blutigen und tragischen Widerstandes der Waldkantone gegen die Franzosen und der aufgedrungenen Abklatschverfassung von 1798 wurde gedacht, und mit vollem Rechte; denn die Tage dürften kommen, wo jener hoffnungslose Kampf dennoch als ein notwendiges bedeutungsvolles Vorspiel und geschichtliches Mittelglied seine ganze Geltung erringt. Aber auch ohne dies gebührt ihm ein immergrüner Kranz, als einer ruhmwürdigen Uebung germanischer Selbstherrlichkeit. Denn für was soll der Mann sich wehren, wenn nicht für sein ureigenes Gesetz gegen eingedrungene Falschmünzer.

Das einfach liebliche Fest, dem ich beigewohnt, war eine Dankesfeier gewesen des «Bundes der oberdeutschen Lande» für ein mustergültiges Schauspiel, welches die Gründung ihrer alten Republik verherrlicht. Diese Feier war selbst wieder ein kleines Drama geworden; wenigstens enthielt der Wechselgesang, den die herangefahrenen Chöre der drei Länder aufführten, den bescheidenen Keim dazu, und es hätte nur etwas Kostüm, vielleicht etwas Verwendung der Landestracht gebraucht, um das noch mehr ins Licht zu stellen.

So geht das Bedürfnis nach Schauhandlung wie ein roter Faden durch alle Lebensäußerung der Völker und ihr Genius wird nicht eher beruhigt, als bis dieses Bedürfnis die goldene Frucht eines fertigen, reinen nationalen Spieles gereift hat. Inzwischen ringt und drängt alles nach der Komödie, und alles spielt Komödie, und wenn keine Reinigung der Leidenschaften erzielt wird, so geraten sie wenigstens in Fluß, von der Dorfscheune bis zum Residenztheater. Alle Stände, Bauern, Philister, Weltstädter und Hofleute suchen gleich beharrlich ihren Durst nach einem erhöhten Spiegelbild der Existenz, nach poetischer Gerechtigkeit oder auch nach Rechtfertigung ihrer Laster zu befriedigen; ein unendliches Gewimmel von Ueppigkeit und Hunger, Hoffen und Fürchten, Unverschämtheit und Sklaverei und von jeglichem Schmarotzertum lagert sich um diesen Trieb, und

das Schauspiel aller Schauspiele ist die Unberufenheit, welche sich allerwärts beweglich macht, die paar Bretter erstürmt und das Zerrbild des Lebens noch einmal verzerrt, so daß es aus lauter Dummheit manchmal fast wieder zurecht gezogen wird; aber freilich nur fast, und dieses fast ist ein Abgrund.

Wenn aber irgendwo ein öffentlicher Zustand durch politischen Fleiß und Glück gelungen ist und seine Genossen zufrieden macht, so läßt die Frage nach volksmäßigen Spielen, welche die entscheidenden Momente des Gelingens kunstgerecht fixieren und das Gewordene, von der Schwere der Not und Sorge befreit, noch einmal werden lassen in schöner Beschaulichkeit, nie lange auf sich warten. Seit die Schweiz, nach fünfzigjährigen Kämpfen, ihren Schwerpunkt wieder in sich selbst gefunden hat, haben ihre Volksfeste einen neuen Aufschwung genommen, und die Lust zu Aufzügen und öffentlichen Spielen ist überall aufs neue erwacht. Da brachte der frische Luftzug denn auch die Frage von selbst mit sich, und ein eingewandter Unternehmungslustiger, der gern, was gemacht werden kann, gleich machen möchte, schrieb auch gleich die «Nationalbühne» aus, wie man eine Rettungsanstalt für verwaiste Kinder ausschreibt. Hinz und Kunz wurden aufgefordert, sich ja recht fleißig ans Dramatisieren zu machen und einzusenden, und der neue Pater Brey belobte alles, verlangte noch mehr «Manuskripte» und ging selbst mit rüstigem Beispiele voran, alle möglichen Stoffe in Szene setzend, nur keinen, in dem ein dramatischer Keim steckt.

So leicht ist nun freilich der gewaltige Vorhang einer neuen Nationalbühne nicht in die Höhe zu ziehen; nur die Zeit selbst vermag ihn zu bewegen, daß er majestätisch sich aufrollt.

Dennoch dürfte gerade das Schauspiel diejenige Kunst sein, in welcher das Schweizer Volk mit der Zeit etwas Eigenes und Ursprüngliches ermöglichen kann, da es die «Mütter» dazu besitzt, nämlich große und ächte Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschließlichen Gedanken des Vaterlandes.

Die alten Städtetheater können der künftigen Volksbühne nichts abgeben, als ausrangierte Kleider, eine grundverfälschte Deklamation und sonstige schlechte Sitten. Ueberdies bedarf sie neuer Voraussetzungen und moralischer Grundlagen: Feierlichkeit, Mäßigkeit, Selbstbeschränkung und Unterordnung unter die

allgemeinen Zwecke. Ein Theater, das Jahr aus, Jahr ein wöchentlich sieben mal geöffnet ist, entbehrt jeder Feierlichkeit, das Festliche ist zum gemeinen Zeitmord herab gesunken. Die Unmäßigkeit im Theatergenuß hat ein eigenes Publikum geschaffen, welches einem Volke gleicht, wie eine Katze einem Löwen, und, obgleich mit stumpfem Ekel erfüllt, dennoch hungerhohl verschlingt, was ihm in unseliger Hast täglich neu geboten wird. Von Selbstbeschränkung im Genuß und Unterordnung unter das Allgemeine ist vor und hinter dem Vorhang keine Rede; alles schießt auseinander und durcheinander in ewigem Kriege, und eine Unzahl kleinlicher Zwecke und Interessen, eine von Kindern geführte Kritik, vertritt die Stelle einer einfach großen Nationalästhetik. Schlagt die Bretter einmal vor einer Versammlung von zehntausend ernsthaften Männern auf, gleichmäßig aus allen Ständen gemischt und von allen Gauen eines Landes herbeigekommen, ihr werdet mit eurer Dramaturgie bald zu Ende sein und von vorn anfangen müssen!

Von vorn anfangen, das wird in der Tat auch das einzige Heil sein für weiter gehende Hoffnungen, und dazu scheinen die aufblühenden Feste, wie die Schweiz sie hat, und wie sie in Deutschland seit der großen Schillerfeier und den Coburger Festtagen sich aufzun (auch die Maifeste deutscher Künsterschaften dürften leicht zu einem schönen Baume der Art gedeihen), der geeignete Boden zu sein. Mag das Talent sich mittlerweile an dem bestehenden Theaterwesen fortüben; was aus dem Geiste kommt, geht nie verloren. Auch Euripides lebt noch.

Als das eidgenössische Schützenfest für 1859 in Zürich vorbereitet wurde, kamen einige Freunde auf den Gedanken, ob nicht der Versuch zu wagen sei, gewissermaßen ein Samenkorn zu stecken und eine dramatische Uebung einzuführen? Man dachte sich die Zeit nach Sonnenuntergang, wo das Volk noch die halbe Nacht in anständiger Fröhlichkeit besammen bleibt, aber ohne einheitlichen Halt und ziemlich müßig ist. Entweder unter freiem Himmel auf dem Platze oder in der großen Festhütte, sollte eine einfache Bühne ohne bildliche Dekoration, oder wenigstens ohne Veränderung derselben, in tüchtiger Höhe errichtet und darauf allabendlich ein höchstens halbstündiger Schwank aufgeführt werden, voll Handlung und von klarem und bündigem Texte in gereimten Versen. Kräftige und gewandte, aufgeweckte Gesellen sollten die Darsteller sein, und die Dar-

stellung drehte sich fürs erste, so viel mir erinnerlich, um eine Allegorie, in welcher alle Arten des unächtigen Patriotismus, der eigennützig, der unzufriedene, der neidische, der affektierte, der durchtriebene, der weinerliche, der beschränkte, der händelsüchtige usf., in verständlichen, aus dem Leben gegriffenen Typen ihr Wesen trieben, beherrscht von einer in einem kolossalen Frankenstück thronenden Münzhelvetia. Jedes Wort wäre natürlich eine Anspielung auf Vorkommnisse und Zustände gewesen, zum Schluß aber wäre etwa die wahre Helvetia aufgetreten, dargestellt durch einen hochgewachsenen schönen Jüngling im Purpurgewand, mit mächtig wehendem Walkürenhaar, einem schattigen Kranz von Alpenrosen auf dem Haupt, und hätte ein strenges Gericht mit den wunderlichen Gesellen gehalten, indem sie sich ihre Taten und Früchte der letzten Zeit vorweisen ließ. Da gab es denn manchen Verweis und große Verlegenheit, bis sich schließlich herausstellte, daß sie wenigstens Kinder hervorgebracht haben, indem sie in ihrer Angst eine Schar allerliebster Kinderchen herbei holen in den Trachten aller zweiundzwanzig Kantone, je ein Knäbchen und ein Mädchen, die in hellem Jubel dem personifizierten Vaterland in den Schoß geführt wurden, womit sich die stattliche Dame dann zufrieden gab. Dieses Kindermotiv stammt übrigens aus den Aufzügen eines bekannten Züricher Frühlingsfestes und hat als reizende Episode schon mehrmals große Freude erregt. Wären die Kinder nachher etwa unter dem Volke herumgeführt und in seiner Mitte abgefüttert worden, ehe man sie nach Hause brachte, so gab das der Versammlung eine heiter milde, ja häusliche Stimmung, einen reizenden Kontrast zu der Oeffentlichkeit und großen Zahl, was freilich nicht mehr zur Dramaturgie gehört.

Der Festpräsident, sowie der Baumeister zeigten sich geneigt, die Sache überhaupt weiter zu vertreten; allein der italienische Krieg stellte das Fest in Frage und seine Schlachten mußten alle inländischen Pointen abstumpfen; überdies benahm uns die bewußte Absicht die Unbefangenheit, und eine verzeihliche Furcht beschlich uns vor der trockenen Kritik des wortkargen Schützenvolkes. Denn wenn diese Herren den Tabak nicht stark genug fanden und dem Späße stillschweigend den Rücken kehrten, so war das schlimmer als das Pfeifen eines Parterres. So unterblieb das Ding. Würde es aber anderswo wieder aufgenommen, wiederholt und zuletzt zu einem wesentlichen Moment des Festes

gedeihen, so wäre kein Hindernis zu denken, warum aus dem halbstündigen Schwank im Verlauf der Zeiten nicht zuletzt eine stattliche zweistündige Volkskomödie werden sollte, alle zwei Jahr eine neue mit immer neuen Erfindungen und Betätigungen der unverwüsthlichen Volkslaune. Denn die Gelehrsamkeit dürfte nur mäßig und vorsichtig eingreifen und müßte die Entwicklung dem jeweiligen populären Lokalgenius überlassen, damit eine neue und ursprüngliche Phantasie, welche in den Volksmassen nie ausstirbt, vorerst den Grund legte zu neuen dramatischen Möglichkeiten.

Denkt man sich eine Zuschauerschaft von Tausenden, die in erhobener vaterländischer Feststimmung versammelt sind, so ist damit auch eine kritische Zuchtschule gegeben, welche von selbst bald Bedürfnis und Ausführung regulieren würde. Träte aber der Wendepunkt ein, auf welchem aus solcher Uebung und Vorschule die einzelnen Meister hervorgingen, die mit Bewußtsein solche Uebung zum vollen Kunstwerk erhöhen, so würden auch diese nur so lange blühen, als sie mit dem Volksgeiste einig gingen und aus demselben heraus dichteten, indem sie ihn zugleich weiter führten.

In diesem Sinne brauchte ich das Wort Nationalästhetik, und nicht etwa in der lächerlichen Meinung, daß jedes Ländchen seinen eigenen Vischer haben müsse.

Das geeignetere Feld für solche Aussichten dürften jedoch die größeren *Gesangsfeste* sein, da diese schon von Haus aus auf die schönen Künste gerichtet sind. Sie enthalten bekanntlich zwei Abteilungen: den Wettkampf der einzelnen Vereine im Vortrage ausgewählter lyrischer Kompositionen und die Gesamtaufführung solcher, ebenfalls lyrischer Stücke, welche sich für größere Tonmassen eignen. Bei der Preisverteilung unter die Sieger des eidgenössischen Sängerfestes 1858, ebenfalls in Zürich, deutete der Vorstand des Kampfgerichts in seiner Rede an, daß es die Aufgabe dieser Feste sei, weiter zu gehen und namentlich für die Gesamtaufführung neue Bahnen einzuschlagen, vielleicht ein weltliches nationales Oratorium einzuführen, welches solcher vaterländischer Sängermassen würdig wäre und ihren Bestrebungen einen neuen, angemesseneren Inhalt gäbe, als zur Zeit ein Programm der verschiedensten Gesangstücke von oft zufälligem und unbedeutendem Inhalte bietet.

Verweilen wir einen Augenblick bei jenen Wettkämpfen, um auch in ihnen den Baum zu sehen, der neue Blüten treiben könnte.

Ich kann mir recht gut denken, daß auch nach dieser Seite hin die Feste eine Kardinaltugend erwerben, indem sie produktiv werden. Führt die Lyriker an Wind und Sonne des offenen Volkslebens, laßt sie, statt binnen Jahresfrist ganze Bände zusammenstoppeln, vorerst Ruf und Ehre daran setzen, nur Ein gutes Lied zu machen und mit demselben zu siegen! Laßt eine Kritik entstehen, nicht in Monatsheften gedruckt, sondern von sichtbaren Richtern unter aufgerichteten Bannern vor allem Volke geübt, welche keinen Gemeinplatz, keine müßige Zeile, keinen wiedergekauften oder gestohlenen Gedanken, keine verfehlten Anläufe, die sich mit einem unlogischen Schluß decken wollen, keine verkrüppelten Formen, keinen Verhau aufgehäufter Konsonanten durchgehen läßt, welche zum entlegenen Inhalt und zur blassen Reminiszenz sagt: Hebe dich weg, wir wollen nur, was uns rührt und erhebt, unser Bewußtsein ist, aber dies ganz und voll! Hat an solcher Oeffentlichkeit einer wieder gelernt zu dichten, d. h. seine Lebensgeister wirklich zusammen zu nehmen und mit bewußtem Willen zu beherrschen, ist ihm ein Lied ehrenvoll gelungen, so wird auch das zweite und dritte nicht ausbleiben, aus dem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die volle Freiheit des Schaffens werden und die Spreu der leeren Vielmacherei von selbst zerstreuen.

Würde der Wettgesang so durch allmählig sich entwickelnde Einrichtungen zu einer Pflanzstätte lebendiger Lyrik, so dürfte sich der große Gesamtchor um so bestimmter von derselben abkehren; denn es hat schon jetzt etwas Komisches, mehrere tausend Männer unter fliegenden Fahnen amphitheatralisch aufgestellt zu sehen, um ein Liebesliedchen, eine Abendglocke oder die Empfindungen eines wandernden Müllerburschen vorzutragen. An jenem Sängerkulte waren viertausend Sänger beteiligt; aber die Wirkung ihres Chores stand in einem so geringen Verhältnis zu ihrer Zahl und zum Aufwand des Festes, daß man durch strengere Zensur diesen Gewalthaufen bis zum nächsten Feste auf tausend Mann zusammenschmelzte, die dann ganz die gleiche Wirkung hervorbrachten. Damit war dann einstweilen auch die sonstige Schwierigkeit erleichtert, welche aus dem wachsenden Umfange der Feste erwuchs.

Allein wenn diese Gesangskultur ihren Zweck erreichen soll, so ist anzunehmen, daß mit der Zeit jene Tausende und mehr noch wiederum dastehen und dann wirklich singen können. Denn wenn eine Uebung einem Volke lieb geworden ist, so nimmt es sie unversehens auf eine Weise in die Hand, von der sich die Schulmeister vorher nichts träumen ließen, und es könnte möglicherweise eine Zeit kommen, wo jeder, der Stimme und Gehör hat, sein Lied vom Blatte singt. Zieht aber einst ein Chor von vier- bis fünftausend taktfesten Sängern auf, so wird die Frage: «Was soll ein solcher Chor singen?» nicht abenteuerlich lauten, und ebenso wenig die Antwort: Ein solcher Chor soll das produktive Bedürfnis und die Kraft haben, seinen Gesangsgegenstand selbst hervorzurufen, zu bedingen und auszubilden. Hier dürfte dann ins Leben treten, was der besagte Redner eine nationale Zykluskomposition in Kantatenform oder das weltliche Oratorium nannte, mit einem Worte: das Lyrische trete vor dem Epischen und Oratorischen zurück. Große geschichtliche Erinnerungen, die Summe sittlicher Erfahrung oder die gemeinsame Lebenshoffnung eines Volkes, Momente tragischer Selbsterkenntnis nicht ausgeschlossen, fänden Ausdruck und Gestalt in Wort- und Tondichtungen, die aufs innigste in einander verschmolzen und durch einander bedingt wären, ohne an Gedankenselbständigkeit zu verlieren. Es wäre die Aufgabe des Dichters, durch die Zucht der Musik wieder eine rein und rhythmisch klingende Sprache zu finden, ohne in Gehaltlosigkeit zu verfallen und sein Gedicht für die Lektüre wertlos zu machen, die Aufgabe des Komponisten dagegen, für ein solches Gedicht die entsprechenden Tonsätze zu schaffen und nicht vor der größeren Gedanken-tiefe und dem Reichtum wirklicher Poesie zurückzuschrecken. Er müßte vor allem die jetzigen Schrullen und Ansprüche auf eine besonders für ihn zugestuzte kindische Reimerei aufgeben. Richard Wagner hat den Versuch gemacht, eine Poesie zu seinen Zwecken selbst zu schaffen, allein ohne aus der Schrulle der zerhackten Verschen herauszukommen, und seine Sprache, so poetisch und großartig sein Griff in die deutsche Vorwelt und seine Intentionen sind, ist in ihrem archaischen Gefändel nicht geeignet, das Bewußtsein der Gegenwart oder gar der Zukunft zu umkleiden, sondern sie gehört der Vergangenheit an.

Wenn nun dieses Tonmeer erbrauste und auftauchend aus demselben eine Reihe fünfhundertstimmiger Halbchöre einander

die Erzählung oder die großen Fragen und Antworten einer Musik gewordenen Ethik abnehmen, so wäre ein Dialog im Entstehen, der seinen Maßstab in nichts Vorhandenem hätte, und die Frage des Dramas in ein neues Stadium getreten. Auf diesem Punkte der Entwicklung wäre die Angelegenheit reif genug, um auch die Musikfeste mit ihren Frauenchören und ihren Orchestern hinzutreten zu lassen, und nun erst wäre der Kreis der neuen Möglichkeiten geschlossen, das ganze Leben beisammen, und das gemeinsame Element der Bildung umfaßte die Blüte der Nation, vom anständigen Arbeiter und Bauernsohn bis zum Staatsmann und Kaufherrn, vom taktfesten Dorfschulmeister bis zum gelehrten Kapellmeister der Hauptstadt.

Jetzt würde sehr wahrscheinlich die Lust und das Geschick zu kostümierten Aufzügen hinzutreten. Entweder in die konkrete Tracht des Gegenstandes, oder in eine nach Stimmen oder Gauen verschiedene Festtracht gekleidet, würden die Singenden festlich einerschreiten in symmetrischen, einander begegnenden und wiederkehrenden Zügen und sich in glänzenden, aber ruhigen Farbenmassen aufstellen.

Doch noch mehr! Wer einmal Luftschlösser baut, kann nicht kühn genug sein. Steht man jetzt auf den Uebungsplätzen größerer Schulanstalten, in welchen das Freiturnen eingeführt ist, so sieht man zuweilen vier- bis fünfhundert Knaben symmetrisch aufgestellt oder durch einander gehend, welche alle zugleich sich beugen und aufrichten, den Oberkörper drehen, die Arme heben und schwenken auf gegebene Zeichen, und die Ahnung einer künftigen allgemeinen Kultur körperlich-rhythmischer Bewegung ist bei diesem Anblicke durchaus nicht abzuweisen, um so weniger, als auch in der Soldatenwelt, also auf der breitesten Grundlage, dergleichen eingeführt werden soll. Auch ist es offene Absicht der Schulbehörden, nicht nur Gesundheit und Rüstigkeit, sondern auch Anmut und Zierde dadurch zu fördern.

So stelle ich mich denn ohne Aufenthalt wieder vor die zum Dache des Hauses hinansteigende, von dem Sängerreihe besetzte Bühne. Das große Festlied erhebt sich eben zum Ausdruck der reinsten Leidenschaft und Begeisterung. Sie reißt den Körper der auswendig singenden Tausende von Männern, Jünglingen und Jungfrauen mit, eine leise rhythmische Bewegung wallt wie mit Zauberschlag über die Menge, es hebt sich vier- bis fünftausendfach die rechte Hand in sanfter Wendung, es wiegt

sich das Haupt, bis ein höherer Sturm aufrauscht und beim Jubelieren der Geigen, dem Schmettern der Hörner, dem Schallen der Posaunen, unter Paukenwirbeln, und vor allem mit dem höchsten Ausdruck des eigenen Gesanges die Masse nicht in Tanzen und Springen, wohl aber in eine gehaltene, maßvolle Bewegung übergeht, einen Schritt vor- und rückwärts oder seitwärts tretend, sich links und rechts die Hände reichend oder rhythmisch auf und nieder wandelnd, ein Zug dicht am andern vorüber in kunstvoller Verwirrung, die sich unversehens wieder in Ordnung auflöst.

Klima und akustisches Bedürfnis würden nun der Baukunst die Aufgabe stellen, ein bleibendes monumentales Gebäude zu errichten, welches ein solches Spiel würdig zu fassen imstande wäre. Da die innere Einrichtung jedesmal nach Bedürfnis neu aus Holz zu beschaffen wäre, so handelte es sich bloß um Herstellung eines hohlen länglichen Baues, dessen ganzer Aufwand auf die vier Außenseiten sich bezöge und auf entsprechende Umgebungen, welche mit ihren Terrassen und Baumgängen sowohl zu festlichen Aufzügen, als zu fröhlicher Bewegung sich eignen und mit dem Hause zusammen ein Kunstwerk bilden müßten. In den Zwischenzeiten würde der Raum zu Ausstellungen und Versammlungen aller Art dienen. Entweder ein Bundesort oder verschiedene Städte in gastfreundlichem Wett-eifer zugleich würden ein solches Haus bauen. Es müßte noch vorgesehen sein, daß die Lichtmassen des Tages beliebig auf einen Teil des Innern gelenkt werden könnten, so daß nur die Bühne im hellen Lichte stände, oder auch umgekehrt vielleicht, daß in entsprechenden Augenblicken das Gesangsheer von dunkler Dämmerung bedeckt würde, während die Zuschauer im Hellen säßen. Solche Grundzüge einer einfachen Maschinerie würden eine reinere Wirkung tun, als alle unsere Balletszenerien.

Wären die Farbenreihen der Gewänder nach bestimmten Gesetzen berechnet, so gäbe es Augenblicke, wo Ton, Licht und Bewegung, als Begleiter des erregtesten Wortes, eine Macht über das Gemüt üben, die alle Blasiertheit überwinden und die verlorene Naivität zurückführen würde, welche für das notwendige Pathos und zu der Mühe des Lernens und Uebens unentbehrlich wäre; denn ohne innere und äußere Achtung gedeiht nichts Klassisches.

Es wäre genug, wenn der Mann während seiner guten Jahre bei drei bis vier Festen mitwirkte, die Frauen bei einem, höchstens bei zwei, damit sie ihnen wirkliche Lichtpunkte des Lebens blieben, aus welchen sie eine edlere, geweihtere Haltung schöpften, ohne daß sie zu perennierenden Festkoketten gediehen oder herabsänken. Alle fünf Jahre — denn das eigentliche Völkerleben soll haushälterisch sein mit seinen Schritten — dürften sich somit diese Feste wiederholen. Drei Jahre befruchtender Ruhe, ein Jahr zur Vorbereitung des neuen Spiels und das letzte Jahr zur allseitigen Einübung — so könnte das Land dabei bestehen und das Ding aushalten. Die Wirkung solcher Spiele würde die gehaltlose Geräusch- und Vergnügungssucht verdrängen, und die Zwischenzeit wäre in der Tat eine Zeit ruhiger Arbeit und des Friedens, der aus der gleichmäßigen Bildung und Veredlung des Menschen und aus dem gemeinschaftlichen Wirken ungleicher Stände hervorginge, eine Erscheinung, die jetzt schon bei Liederfesten und dergleichen zu beobachten ist.

Aber alles geht vorüber. Aus diesem Stadium der Feste, der Blüte der Volksherrlichkeit, würde sich endlich die persönliche Meisterschaft der Einzelnen, so zu sagen, aristokratisch ausscheiden; die Menge, gesangsmüde, würde sich in passiv Genießende verwandeln, und nun erst, auf abwärtsgehender Linie, würde sich das Festgedicht in eine eigentliche Handlung verdichten, die Soli und Halbchöre zu rezitierenden Personen werden (zwar immer noch Leute mit mächtigen, klangvollen Stimmen), und auf dem gewaltigen Umwege wäre die Tragödie wieder da als etwas Neues und Verjüngtes, bis auch diese immer noch tüchtige Zeit vorbei wäre und der Kleinmalerei und dem täglichen Vergnügen das Feld räumte.

Das ist einer der Wege, den diese Sache gehen könnte, und den ich während der Rückfahrt vom Mythenstein träumte. Der ungeheure Aufschwung des Schillerfestes von 1859 hat gezeigt, daß solche Träume nicht zu verwegen sind; aber ein sittlicher Halt gebietet, nicht voreilig und eigenmächtig erzwingen zu wollen, was aus dem Ganzen und Großen hervorgehen und werden soll. Noch manche Ernte muß geschnitten werden, bis das Dasein solche Feste zu ertragen vermag. Eine einseitige Festvirtuosität ohne dazu gehörendes Lebensgeschick wäre kein Heil. Wer vom Nationalfeste in die Unzufriedenheit des bürgerlichen Elendes zurückkehren muß, dem ist es nur eine niedrige Betäubung,

oft die Quelle neuer Bitterkeit und Schmach. Auch pflegen die Feste die Folge wohl vollbrachter Kämpfe zu sein, «saure Wochen, frohe Feste», und nicht ihnen voranzugehen. Freilich könnte die Weltgeschichte das Ding auch einmal umkehren und sie zu Müttern des Kampfes machen.

Gottfried Keller.